Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 12 (1922)

Heft: 1

Artikel: Die vier Verliebten

Autor: Möschlin, Felix

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-633398

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

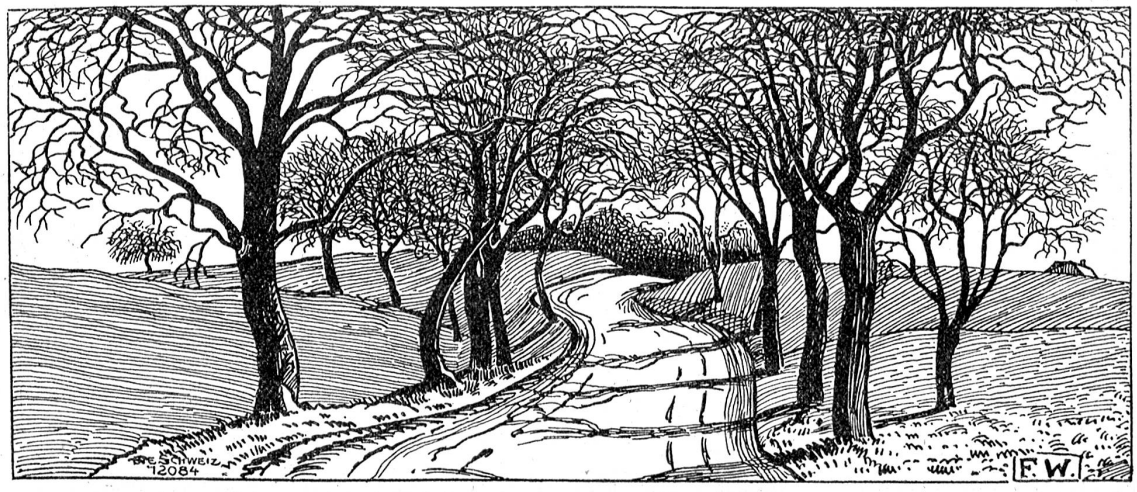
Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 1 — XII. Jahrgang | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | Bern, den 7. Januar 1922

Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern



Kopfleiste von F. Widmann.

Wahrheit.

Von Adolf Wilbrandt.

„Du suchst das Glück? Die Wahrheit," spricht der Meister,
„Die Wahrheit ist der Menschen höchstes Glück!" —
Der Jüngling hört es, und die Welt umkreist er,
Wirft seinen Forscherblick
In alle Bücher hochgeborner Geister —
Und kehrt erschöpft, enttäuscht, ein früh Ergreister
In seines Lehrers stilles Haus zurück,
Und sieht ihn bitter an und spricht:
„Was führst du mich den Weg so hoffnungslosen Strebens,
Der uns mit Dornen statt mit Glück umflicht?
Wahrheit zu finden, hoffen wir vergebens;
Auf dieser Erde, weiß ich, weilt sie nicht!"
Der Meister lächelnd: „Trauriges Geschick!
Doch sprich, wer bin ich, daß du mir drum grollest?
Hieß ich dich wollen, was du wolltest?
Die Wahrheit suchen ist des Menschen Glück;
Wer lehrte dich, daß du sie finden solltest?"

Die vier Verliebten.

Roman von Felix Möschlin.

Erstes Kapitel: **Der Apriltag.**

Da waren nun in der schönen Stadt Basel in all dem ernsthaften und auch so leichtsinnigen, frühlingseifrigen Verliebtsein zwei Bündnisse im Werden, die ganz dazu angetan schienen, nach ruhigem Wachstum ohne weitere Abenteuer und Verwicklungen mit zwei Hochzeiten zu schließen, wie es unter geduldigen, braven Leuten Brauch ist. Wohl waren ein paar Hindernisse vorhanden und etwelche Schwierigkeiten vorauszusehen, aber sie unterschieden sich nicht von den üblichen, hingen natürlich mit dem Geld zusammen und verdienten es ihrer Gewöhnlichkeit wegen kaum, auch nur gesprächsweise erwähnt zu werden.

Denn daß der Ingenieur Steiner seine Verlobung mit Fräulein Martha Zumbrunner erst dann feiern wollte, wenn er zwölftausend Franken verdiente statt bloß zehntausend, lag in den weltklugen, auf Sicherung bedachten Anschauungen der Zeit begründet, und daß der Maler Blumer noch mit etlichen Jahren rechnen mußte, ehe er daran denken durfte, das Rösli Geiger heimzuführen, ergab sich ganz natürlich aus der mehr freudenreichen als gewinnbringenden Art seiner Tätigkeit. Das wußten denn auch die vier Verliebten, hatten sich darein geschickt und hofften auf die Zukunft, um so mehr, da sie überzeugt waren, daß sie einander gern hätten und zu einander paßten, und bloß etwas zu warten brauchten, um so glücklich zu werden wie irgend ein Liebespaar aus alter oder neuer Zeit, das sich eines seligen Abends endlich in den Armen liegen durfte, für immer und ewig, beglückwünscht von allen Verwandten und Bekannten, gesegnet von weltlicher und kirchlicher Obrigkeit.

Aber da kam ein allzu sonniger Apriltag dazwischen und machte, daß aus dem einfachen, gewöhnlichen Geschehnis, ganz unversehens eine sehr verwickelte Geschichte wurde.

An jenem allzu sonnigen Apriltag saß Franz Blumer am Fenster seiner Dachstube, die sein ganzes Atelier darstellte, und malte an einem kleinen Bildchen, auf dem ein Mädchen zu sehen war, das in leichtem, flatterndem Hemdchen über einen runden Wiesenhügel wanderte, rings umblüht, selber blühend. Er arbeitete langsam und vorsichtig, wählte sorgfältig reine und helle Farben und trug sie zärtlich auf. Dann und wann schaute er hinüber zu den hohen Bäumen des Margarethenparks oder in den Himmel hinauf, als ob dort das Urbild seiner Malerei zu sehen sei, und er eine Farbe oder ein Maß nachprüfen müsse. Dann malte er jeweilen um so freudiger weiter und dachte dabei, daß er sich in seinem Tun wirklich nicht vor den Bäumen und dem Himmel zu schämen brauche.

Ein alter Mann humpelte langsam ins Zimmer, hob da und dort ein Stück Leinwand auf und stellte ein umgefallenes Bild zurecht.

„Laß doch die Dinge liegen, Vater", bat der Maler und hatte es auf einmal schwer, die richtige Farbe für die nackten Mädchenfüße zu finden.

Der Vater murmelte, daß man nicht alles herumliegen lassen könne, gab sich aber dann zufrieden und schaute dem Sohn über die Schulter.

„Wieder ein Mädchen", sagte er.

„Ja", nickte Franz.

„Und immer dasselbe."

„Immer und ewig."

„Wes das Herz voll ist", spöttelte der Alte.

„Des läuft die Palette über", ergänzte munter der Sohn.

„Und was erhoffst du denn?"

„Daß wir heiraten."

„Aber sie hat vierzigtausend Vermögen, vielleicht auch fünfundvierzigtausend."

„Um so eher können wir heiraten."

„Du verdienst ja höchstens dreitausend."

„Desto besser, wenn sie Geld hat."

„O du Luftschlosser und Himmelmaurer."

„Das habe ich von dir."

„Ich bin meiner Lebtag ein Postbeamter gewesen, und jetzt genieße ich meine Pension."

„Und arbeitest Tag um Tag an einer großen Erfindung."

„Papperlapapp", wehrte sich der Alte.

„Du mußt deine Papiere nicht herum liegen lassen."

„Na, und was sagst du denn zu meiner Erfindung?"

„Es wäre ein Glück, wenn sie gelänge. Du willst doch die Staatsbeamten überflüssig machen, nicht wahr?"

„Stimmt, mit Maschinen und Automaten und der Arbeit junger Mädchen und junger Burschen. Aber ich bin noch nicht ganz fertig damit."

„Das glaube ich, aber wie bist du denn gerade auf diese Idee gekommen?"

„Siehst du, Franz, wenn man seiner Lebtag Staatsbeamter gewesen ist, dann möchte man sich wahrhaftig wünschen, kein Staatsbeamter gewesen zu sein. Aber die Jungen meinen, es gäbe nichts Größeres, als ein Staatsbeamter zu werden. Und darum wäre es am besten, wenn man die Staatsbeamten aus der Welt schaffen könnte: wegen der Versuchung für die jungen Leute, verstehst du?"

„Ja, ich habe zwar diese Versuchung nie gespürt."

Der Alte machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Ein bißchen mehr Sinn für die Versuchung hätte ich dir schon gewünscht", sagte er dann.

„Ich weiß, Zeichenlehrer, nicht wahr?"

„Ja, zehntausend Franken und Pension."

„Aber dann ist ja dein Sohn auch wieder Staatsbeamter. Müßtest du nicht froh sein, daß ich keiner sein will? Das ist doch ganz im Sinne deiner noch nicht erfunfundenen Erfindung."

„Eigentlich schon," stimmte ihm der Vater bei, „ich müßte wirklich froh sein! Und ich bin auch froh, weiß der Kuckuck," fügte er lebhaft hinzu, „ja mach', was du willst. Du mußt schließlich die Suppe doch selber ausessen!"

„Natürlich, und es gibt sehr gute und schmackhafte Suppen, Vater", sagte Franz und schaute ihn übermütig an.

„Wenn du dir nur die Finger nicht verbrennst."

Aber Franz schüttelte den Kopf: „Nein, unmöglich!"

„Aber versteht sie dich denn auch?"

„Ja, sie versteht mich, und was sie nicht versteht, wird sie noch verstehen lernen. Sie ist ja erst achtzehn!"

Aber der Vater gab sich nicht so schnell zufrieden.

„Versteht sie das?" Und er deutete auf das Bildchen, an dem Franz gerade malte.

„Warum sollte sie das nicht verstehen, das Blühende im Blühenden, ganz unbekümmert, ganz ungesorgt?"

„Und das?" Er zeigte ihm ein Bild, auf dem ein junger Bauer zu sehen war, der auf einem Acker kniete, die Hände aufgestützt, und eine Erdscholle betrachtete, aus der die Saatspitzen brachen.

„Ja, auch das. Das Wunder des fruchtbaren Bodens. Sie kennt es, sie wohnt ja auf dem Lande."

„Und das?" Der Vater stellte ein anderes Bild ins rechte Licht.

Franz wurde unschlüssig. „Nein, das versteht sie nicht", sagte er dann aufrichtig. „Ich hatte das Bild bei der Frau Dr. Schwarzwälder, und dort sah sie's, aber sie sagte, sie finde es unsympathisch."

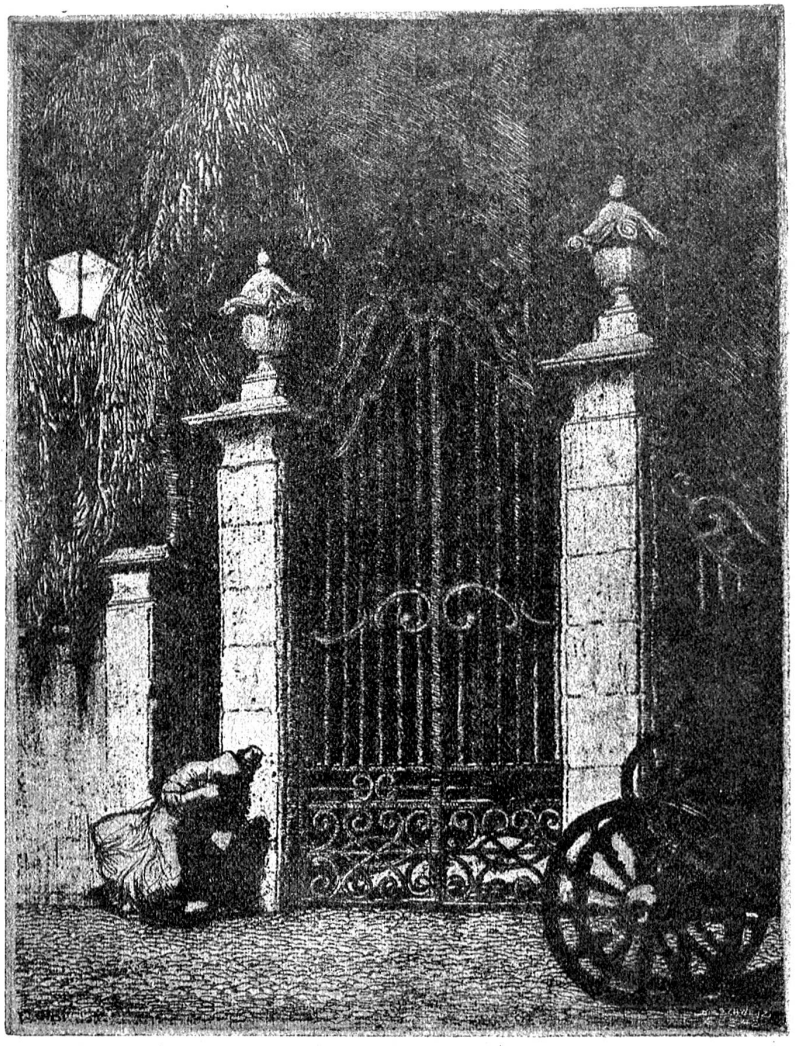
„Ich finde es auch nicht sympathisch", sagte der alte Blumer.

„Wie der Boden die Aehre, so gebiert ja die Frau ihr Kind. Darum habe ich die Frau im Kornfeld gemalt, aber Rösli muß wohl älter werden, um das zu verstehen. Es wäre wahrhaftig nicht gut, wenn sie's jetzt schon verstünde." Und er wandte sich wieder seinem Bildchen zu, denn nun war ihm auf einmal die rechte Farbe für die Füße eingefallen, und er bedeutete dem Vater, daß er ihn allein lasse.

Da humpelte der alte Blumer wieder langsam aus dem Zimmer und schloß leise die Türe.

Derweil ging draußen im Arlesheimer Dorfbann das achtzehnjährige Rösli Geiger leibhaftig und wirklich über einen Wiesenhügel, rings umblüht, selber blühend, bloß, daß es etwas mehr anhatte als nur ein flatterndes Hemdchen, und auch nicht mit nackten Füßen dahinwandelte, sondern ganz der neuesten Schuh- und Strumpfmode gemäß.

Droben am Waldrande setzte es sich nieder und schaute hinüber zu den dunkelblauen Bergen zur Linken mit ihren Schloßruinen, Tannenwäldern, Wiesen und Weiden, ließ dann die Blicke über die elsässischen Waldhügel hinausschweifen bis zu den hellblauen Vogesen, die sie lange und fleißig betrachtete, als seien sie ihr das Wichtigste auf der Welt, und wagte erst dann, nach der Stadt zu gucken, die in ihrem Dunste und Rauche mit Türmen und Fabrikschornsteinen zur Rechten das schöne Bild auf eine etwas nüchterne, aber tüchtige Weise beschloß.



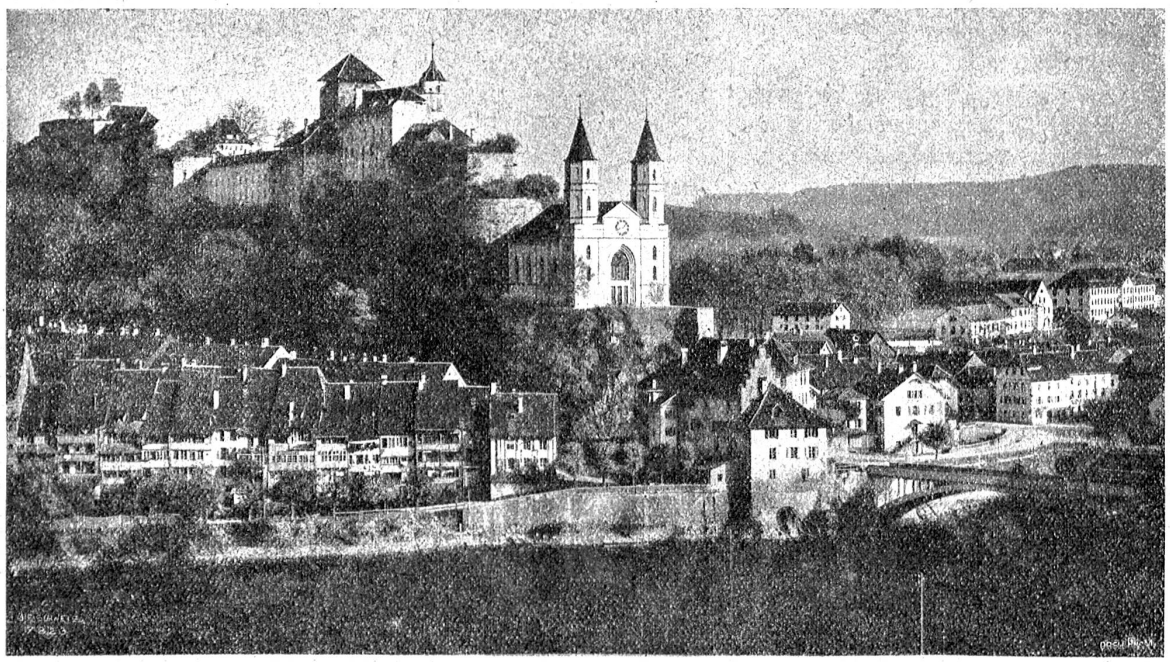
Fritz Gilsi: Entführung.

Und sie drehte den Kopf nicht mehr zur Seite, so lange sie auch noch dort saß, sondern schaute unverwandt in der Richtung, wo Franz Blumer wohnen mußte, und sie meinte, seine Dachstube deutlich zu sehen, wenn auch 1½ Stunden Weges zwischen ihnen lagen. Sie wäre kaum glücklicher gewesen, wenn sich Franz Blumer plötzlich neben sie gesetzt hätte, denn das hätte ihr bloß jene seltsame Unruhe gebracht, die sie immer spürte, wenn er in ihrer Nähe war, und von welcher Unruhe sie noch nicht genau wußte, ob sie als Freude oder Qual gedeutet werden sollte.

Ach ja, das war nun also die Liebe. Aber wie sollte man wissen, ob das die echte Liebe sei? Eigentlich war sie immer irgendwie verliebt gewesen, einmal in den Pfarrer, dann in den Lehrer, dann in einen Brasilianer, der in die Handelsschule ging, und nun in Franz Blumer. Und doch war alles Jetzige mit Vergangenem nicht zu vergleichen. Wohl hatte sie die Treppenstufen verküßt, über die der Pfarrer geschritten war, hatte sie den Namen des Lehrers auf einen Papierstreifen geschrieben und den Streifen verschluckt, wohl war sie einmal mit dem Brasilianer in einem heftig schaukelnden Karusselschifflein rundum gefahren — aber gegen das, was sie jetzt verspürte, kam das alles nicht auf. Sie freute sich, wenn sie etwas Schönes sah, und wurde zugleich wehmütig gestimmt dabei. Sie konnte stehen bleiben und Dinge anschauen, die sie früher nie betrachtet hatte, und ein Vogelzwitscher oder ein Schmetterling brachte sie ins Entzücken. Sie konnte sich nicht erinnern, je einen solchen Frühling gesehen zu haben wie den heurigen, und hätte doch keinem Menschen sagen können, warum er so ganz anders war als die vergangenen.

Und weil sie gerade so im Glücke dasaß, recht in der Fülle des Lebens und tief in seinem tiefsten Sinn, dachte sie mit einer warmen Dankbarkeit an alles Vergangene. Sie dankte ihren Eltern, die ihr je und je gar viel Liebes getan und sie recht verwöhnt hatten, wohl weil sie das Jüngste war. Sie war zu einer Zeit auf die Welt gekommen, wo die Familie Geiger in Arlesheim gar nicht mehr mit einem Familienzuwachs gerechnet hatte, dann aber doch zufrieden war, als sich dieses unverhoffte Kindlein zu einem hübschen Mädchen entwickelte, das jedem Freude machte, der es anschaute, und sogar einem Blinden noch wohltat, wenn es ihm nur drei, vier Worte gab.

Als es den Eltern recht herzlich gedankt hatte, dankte es auch dem lieben Gott, daß er ihm einen gesunden, geraden Leib geschenkt hatte, mit zehn Fingern und allem andern, was nötig war zu einem richtigen Menschen. Denn es liefen ja viele umher, die nur einen Arm hatten, und andere hatten nur ein Bein oder wenigstens einen krummen Fuß, oder einen roten Flecken im Antlitz, oder eine Stülp-



Aarburg mit Festung und Kirche.

nase. Beim Gedanken an so schlimme Möglichkeiten schauderte es zusammen und mußte sich recht aufmerksam beschauen, um sicher zu sein, daß kein Fehler an ihm sei. Als es sich derart betrachtete, fand es seine Hände zufriedenstellend und seine Beine hübsch und ausdrucksvoll gewachsen, und die Fülle des Haares verspürte es mit Lust.

(Fortsetzung folgt.)

Festung Aarburg.

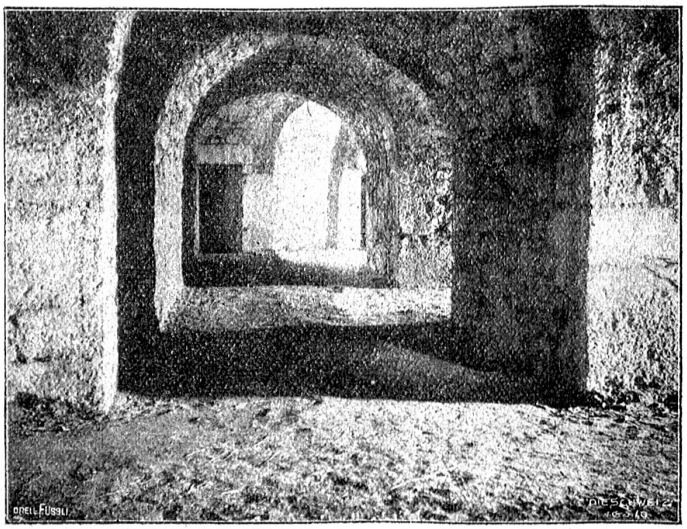
Mehrere Jahrhunderte sind über die alte Feste Aarburg hingegangen. Urkundlich soll das Schloß Aarburg im 12. Jahrhundert von den Grafen von Frohburg erbaut worden sein, in einer Zeit, da das Faustrecht regierte und da eine möglichst feste Burg mehr wert war als alle Rechte. Aarburg war durch seine Lage für die Grafen von Frohburg von unschätzbarer Bedeutung. Es bildete das Zentrum ihrer Herrschaft, von wo aus sie alle ihre Besitzungen, die sehr zahlreich waren, beherrschten. Ihnen gehörten Bipp, Wietlisbach, Klus und Friedau, Wartburg und Olten, und nach Kopps „Geschichte der alten Bünde" herrschten sie auch in Zofingen. So bildete Aarburg in der Tat den Mittelpunkt, von wo aus sie nicht nur ungestörte Verbindung mit allen ihren Gütern hatten, sondern, da es gleich einem mächtigen Leu im engen Tal der Aare gelagert war, auch dem Feinde mit Leichtigkeit den Weg zu Wasser und zu Land versperren konnten.

Keine Urkunde und kein Bild geben Aufschluß über die ursprüngliche Anlage und Bauart der Festung; nur von dem mächtigen Turm, der das Festungsgemäuer überragt und Harzerturm genannt wird, weiß man, daß er seit der Gründung durch die Frohburger in seiner jetzigen Gestalt steht.

Erst vom dreizehnten Jahrhundert an lassen sich die Schicksale der Festung mit mehr Genauigkeit verfolgen. Im Jahre 1299 wurde die Burg mitsamt allen Gütern zu dem uns fabelhaft niedrig erscheinenden Preis von „1550 Mark Silbers" an die Herzoge Rudolf und Friedrich von Oesterreich verkauft. Bald aber sahen sich diese neuen Eigentümer genötigt, das Schloß an einen offenbar sehr begüterten Edeln von Kriech zu verpfänden, welch letzterer seinerseits seine Rechte als „Burggraf von Aarburg" solange zu erhalten vermochte, bis im Jahre 1415 die Berner erobernd in den Aargau eindrangen und die Feste zum Kapitulieren brachten. Nun kam ein bernischer Landvogt — der erste von etwa fünfundachtzig — auf Aarburg, und die einstige Grafenburg wurde zum Landvogteischloß.

Es waren besonders die Berner, welche die hauptsächlichsten Veränderungen an der Feste vornahmen, die ihnen bis 1798 gehörte. Die eigentliche Befestigung des Schlosses Aarburg wurde infolge des Bauernkrieges vorgenommen. Bern verfolgte dabei auch die Absicht, die Pläne seiner katholischen Nachbarn, Luzern und Solothurn, die dahin zielten, Berns Macht durch die Verbindung des Ober- und Unteraargaus zu brechen, zu durchkreuzen. Eine gewaltige Festung auf dem Felsen im engen Wiggertal konnte diese Pläne vereiteln.

Im Jahre 1656 begannen die Umbauten am alten Schloß, und 1673 betrachtete man die Festungswerke vorläufig als beendet. In der Folge gab es allerdings noch viele und langdauernde Bauereien und Verbesserungen. Aus



Festung Aarburg. Kasematten.